

Wird Dir des Kindes Lust zu viel Und allzu laut sein todes Spiel, O scheuch nicht seinen Frohsinn fort Mit einem harten, strengen Wort; Bedenk, es ist ja noch ein Kind. Bedenk, es ist ja noch ein Kind. Ein Kinderberg ist leicht bebrüht, Ein Kinderberg ist leicht beglückt, Und wenn's sein Köpfchen an Dich drängt, Wenn schmeichelnd Dich sein Arm umfängt, O, weis nicht seine Lieb' zurück, Weil sie Dich stört im Augenblick; Viel besser, Du verlerst die Zeit, Als Deines Kindes Zärtlichkeit.

Herr und Frau von Arceaur.

Von Louis Collas.

Die Zwierracht war in der Häuslichkeit eingebrochen, in der bis dahin eine unerfütterliche Harmonie geherrscht. Wie war diese unter den glücklichsten Auspizien geschaffene Verbindung getrübt worden? Wen traf die Verantwortung für die Trennung zweier Herzen, die lange Zeit in Einigkeit geschlagen hatten? Niemand hätte das sagen können. Von der Einbildung vergrößerten Kummers, von schlechten Rathschlägen und perfiden Auslegungen vielleicht macherufen, von der Empfindlichkeit des Stolzes und einer falschen Würde verschärft, hatte das Seinige gethan; mehr braucht es oft nicht, um zwei Wesen, die geschaffen sind, einander zu lieben, zu der verhängnisvollen Schlussfolgerung zu bringen, es habe sich ein Abgrund vor ihnen aufgethan und sie könnten nicht mehr zusammen leben.

Da Herr und Frau von Arceaur Leute der guten Gesellschaft waren, so vermieden sie es sorgfältig, ihre Uneinigkeit nach außen hin sichtbar werden zu lassen, doch sie hatten die Diensthöfen nicht hindern können, zu bemerken, daß sie nur gezwungen verkehrten und daß der Zorn und die Neizbarkeit hinter ihren düsteren Stirnen groß waren. Das Wort Trennung war von einem der Gatten ausgesprochen worden; der andere nahm den Handschuh auf, und man kam überein, daß sie die einseilige Kette, die ihnen jetzt schwerer dünkte, zerreißen, und ohne das Gesetz anzurufen, ohne Standal darauf beruhen wollten, unter demselben Dache zu leben.

Der Tag, da dieses Projekt zur Ausführung gelangen sollte, war nahe; es blieb nur noch eine einzige Frage zu regeln. Sie hatten einen Sohn, ein reizendes Kind von 10 Jahren, das sie mit gleicher Zärtlichkeit liebten; wer von ihnen sollte es bei sich behalten? Sie hatten auf den Kleinen dieselben Ansprüche; da kein Schiedsgericht dazwischen treten sollte, so beschloffen sie, Georges sollte selbst entscheiden, wem er folgen wollte.

Er wurde in den Salon geführt, wo seine Eltern düster und feierlich das Urtheil erwarteten. Er war blaß und unruhig; denn schon seit langer Zeit sah er, die er liebte, nicht mehr lächeln; infolgedessen ahnte er ein düsteres Geheimniß. Sein junger Verstand befragt, daß irgend ein ernstes Ereigniß sich vorbereite, sein Herz wurde ängstlich und er war besorgt.

„Mein Kind,“ sagte der Vater mit trauriger Stimme, „Deine Mutter und ich, wir sind gezwungen, uns zu trennen; jeder von uns möchte Dich bei sich behalten; Du sollst nun denjenigen nennen, dem Du Dein, Leben widmen willst.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „wähle, und falls Du mir den Vorzug geben solltest, wird sich nichts für Dich ändern. Dieses Haus, in dem Deine ersten Jahre verfloßen sind, wird das Deine auch weiterhin sein; Du wirst als Herr in diesem Garten herrschen, wo Du zu spielen pflegtest, alle Behaglichkeiten des Lebens, alle Freuden, die das Vermögen zu geben vermag, sollst Du bei mir genießen.“

„Wenn Du mich begleiten willst,“ fuhr der Vater fort, „so kann ich Dir nur eine ungewisse Zukunft bieten; ich lasse den Reichtum und Luxus hinter mir zurück, um ein Leben der Entbehrungen und Arbeit zu begeben; ich muß kämpfen, um die irdischen Bedürfnisse zu erlangen; ich weiß nicht, wo ich mein Exil verleben werde, doch sind Dir meine Liebe und meine Zuneigung sicher; sieh zu, mein Kind, ob Du sie annehmen kannst.“

Georges bemerkte den Ausdruck des Triumphes, den die Rüge seiner Mutter betriebe, die sich ihres Sieges sicher glaubte; er bemerkte auch den schmerzlichen Ton der väterlichen Worte. Einige Augenblicke blieb er stumm; die verhängnisvolle Antwort wollte nicht aus seiner gequälten Brust kommen. Doch von seiner Mutter aufgefordert, sich auszusprechen, erklärte er mit einer Stimme, die die Angst seiner Seele verrieth:

„Vater, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“ Ein Schrei der Verzweiflung und des Schmerzes entfuhr dem Munde seiner Mutter, deren Herz und Sinn allzu getrübt waren, um zu begreifen, welche Großherzigkeit in dem Entschlusse des Kindes lag, das sein Herz zu dem unglücklichen Theile seiner Eltern hinstieg; er fiel erschöpft auf seinen Sessel zurück. Hatte die Leidenschaft nicht beiden Urtheile getrübt, so hätte sie eine graufame Enttäuschung, er die Genugthuung über einen Sieg verfaßten, um sich nur mit dem Kinde zu beschäftigen, das sie dieser vorzeitigen Prüfung unterzogen. Diese Einmischung des Kindes in

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 27. Januar 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 22.

den traurigen Zwist war genau. Herr von Arceaur sah das ein und befohl einem Diener, Georges in sein Zimmer zu bringen. Er wechselte mit seiner Frau einen Blick, der von den feindlichen Gefühlen zeugte, deren Heftigkeit dieser Vorfall nur noch vermehrt hatte und ging dann fort, um sich mit den Vorbereitungen zur Abreise zu beschäftigen.

Es war am Abend: die letzten Lichter der Dämmerung verbreiteten ein unklares Licht in den Gebüschen des Gartens. Diese Stunde, die noch nicht Nacht und noch nicht Tag ist, ist zur Erinnerung der Erinnerungen günstig, und diese boten sich Fülle Herrn von Arceaur, mit den lachenden Bildern der Vergangenheit. Da war auch nicht eine Stelle, nicht ein Fußpfad, der ihn nicht an die so schnell entflozene Zeit gemahnte, in der eine Atmosphäre von Glück und Eintracht im Hause herrschte. Er suchte sich dieser unzeitmäßigen Eindrücke zu erwehren. Woju dabei verweilen, da doch der unwiderstehliche Entschluß gefaßt war und er sich in den Umständen, die ihn herbeigeführt — wenigstens wiederholte er es sich — nichts vorzunehmen hatte. Doch umsonst tauchte alles in die Dunkelheit zurück, sein Blick fand trotzdem alle Gegenstände wieder und er sah in der fernsten Zukunft ein Schiff, das von dem, das er zurückließ, weit entfernt war; und was das Schlimmste war, nicht nur er allein hatte dessen Prüfungen zu ertragen.

Pötzlich glaubte er im Nebenraum mer ein Schluchzen zu hören; es war das Zimmer seines Sohnes. Er zitterte und glaubte dann, sich getäuscht zu haben. Es war jedenfalls die Klage des Kindes im Blätterwerk, der Schrei irgend eines Nachtvogels.

Die Nacht war bereits vorgerückt, als er die Augen schloß; es war eher die Erschlaffung der Organe, als ein erquickender Schummer; doch die Thätigkeit des Geistes wirkte in der Abspannung des Körpers fort; seine Gedanken, die der Arbeit, der Aufmerksamkeit nicht mehr unterworfen waren, streiften frei umher. Die kommende Jahre entrollten sich vor seinem Geiste, wie sie ihren Tribut an Reue und Leiden darbrachten, und sein Sohn, den er an seine bittere Vereinsamung gekettet, stand ihm wie eine lebende Anklage vor Augen; das zum Jüngling heranwachsende Kind war traurig und düster, es war zu schnell gealtert, wie alle, die frühzeitig das Gewicht geheimen Kummers auf sich laden.

„Vater,“ so sprach er, „warum haben Sie meine Kindheit der Liebe einer Mutter beraubt? Als ich Ihnen folgte, wußte ich nicht, daß der Weg, den zu betreten ich für meine Pflicht hielt, so schmerzlich sein würde! Ich bin fern von den heiligen Freuden der Familie aufgewachsen; Ihre Zuneigung ist nicht im Stande gewesen, das zu ersetzen, was ich verloren habe; diese Hand, die sich so auf mich verließ, die Thronen zu trocken und unsere ersten Schritte in der Welt zu leiten, dieses Lächeln, das einen so unendlichen Zauber ausübt, diese Stimme, die es so gut versteht, in's innerste Herz zu dringen, andere Kinder haben alles dies besessen, und welche der Tod von dieser nie ermündenden Freundin getrennt, haben wenigstens am häuslichen Herde die lebendige Erinnerung an sie wiederzufinden. Ueberall, wohin das Schicksal mich geführt, habe ich ein fremdes über Land gefunden; überall habe ich Heimweh nach dem mütterlichen Dach empfunden. O, Vater, warum hast Du mich dem Rest entrissen, dessen Erinnerung mich unaufhörlich verfolgte?“

Als Herr von Arceaur aus diesem fieberhaften Schummer erwachte, empfand er nicht mehr die Freude über den Triumph, den er am vordien Tage errungen. Von dieser schmerzlichen Betrachtung gewühlt, trat er in das kleine Zimmer seines Sohnes. Dieses Zimmer, das die Liebe der Eltern einst wie eine totele Bonbonniere ausgestattet, zeugte ebenfalls von dem Kummer, der die Herzen bedrückte; die taufend kleinen Nichtigkeiten, die gewählt worden, die Jugend des Kindes zu erfreuen, lagen zerstreut umher und der Staub bedeckte die Möbel. Georges schlief, doch sein Gesicht trug die Spur der Thränen, die er kürzlich vergoffen; er war blaß, seine Brust hob sich mühsam, konvulsive Bewegungen erschütterten seine Glieder, und unzusammenhängende Worte entströmten seinen Lippen.

Herr von Arceaur öffnete das Fenster, um die erfrischende Morgenluft hereinzulassen. Blumen schmidten das Sims und schlugen, vom Winde bewegt, gegen die Scheiben, sobald die Blide des Kindes beim Erwachen auf die rothen und blauen Wänden, die weißen Ästern, die blühenden Erbsen fielen. Doch auch diese armen Blumen sind vernachlässigt worden; ihre halb verwehten Stengel neigten sich trau-

rig hernieder. Bei diesem Anblick schürzte sich das Herz des Vaters zusammen, denn diese traurige Veränderung fiel ihm schwer auf's Herz. Er senkte das Haupt, neigte sich über das Bett und blieb lange Zeit in schmerzliche Erinnerungen versunken.

Bei einem Geräusch, das er vernahm, richtete er sich schnell auf und erblickte Frau von Arceaur, die ebenfalls dem Stübchen ihres Sohnes einen Abschiedsbefuch machen wollte. Sie schleuderte ihrem Manne einen zornigen Blick zu und fragte ihn mit erregter Stimme, warum er ihr die letzten Stunden streitig machte, in denen sie sich ihres Kindes noch freuen könnte. Sie ließ die Bitterkeit ihres Herzens ausströmen, auch ihr war die Zukunft im Bilde erschienen und auch ihr Geist war von den Erlebnissen getrübt, die das Gemüth ihres Gatten belastet hatten; auch ihr hatten sich die Folgen entzündet, die die Trennung für das Kind nach sich ziehen würde. „Es ist fessam,“ murmelte sie; „ich habe die nämlichen Bismen gehabt.“

„Wenn Sie für ihn zittern,“ fuhr Frau von Arceaur fort, „warum lassen Sie ihn dann nicht hier?“

„Sind Sie überzeugt, daß er hier glücklich wäre, daß der Vater in seinem Leben nicht auch eine Lücke zurücklassen würde?“

Sie antwortete nicht, ihr Schweigen gleich einem Geständniß. Einige Augenblicke wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Sie folgte der Richtung, die der Blick ihres Mannes genommen, der sich harntändig auf einen Punkt der Wand befeste. Ein kleiner Rahmen hing dort; es war die Photographie der beiden Gatten, die den fünfjährigen Georges zwischen sich hielten; alle drei lächelten, und Glück und Freude lagerten auf ihren Zügen.

Das Gesicht der jungen Frau nahm einen bewegten und gerührten Ausdruck an; alle Reizung zum Zorn und Groll war verschwunden.

„Warum,“ sagte sie, „konnte es nicht immer so bleiben? warum ist der unheilbare Bruch zwischen uns getreten?“

„Der unheilbare?“ fragte der Mann in einem Ton, der gegen die Auffassung dieses Wortes zu protestiren schien.

In diesem Augenblick erwachte das Kind. Es schien zuerst noch von einem bösen Traum befangen, den es nicht abzustreifen vermochte und der seinen Geist trübte. Es ließ seinen Blick über die ihm gleich theuren Wesen schweifen, die zu jeder Seite des Bettes standen, dann erfaßte es mit instinktiver Bewegung die Hand seines Vaters und seiner Mutter, die unwillkürlich ein wenig näher getreten waren. Diese unschuldige und unbewußte Vermittlung sprach beredter, als die schönste Rede.

„Der Entschluß, den wir an einem Tage gefaßt, da wir schlecht berathen waren, ist undurchführbar,“ sagte der Gatte mit thränenreicher Stimme; „wir hatten kein Recht dazu; danken wir dem Kinde, das uns vor einer verhängnisvollen That bewahrte!“

Das Uebrige geschah unter Thränen; nach einer Scene der Verführung und Verzweiflung, die jeden Groll auslöschte, ließen sie das Kind entzünd und freudig, hoffnungsvoll der Zukunft entgegenblickend und innig auf die Liebe seiner Eltern vertrauend, in seinem Bette liegen, wo es jetzt bunte, schöne Träume umgastelt.

Oh, wie kindlich erschienen den beiden Gatten jetzt die Sorgen und Kummernisse, denen sie beinahe ihre Zukunft geopfert! Wie klagten sie über ihre gegenfeitige Thorheit, daß sie einen Augenblick daran gedacht, dem Glücke auf ewig den Rücken zu kehren! Und zur Stunde der Wahlzeit, als sie das Kind zwischen sich sahen, das wieder der Fröhlichkeit und Sorglosigkeit seines Alters zurückgegeben war, erkannten sie erst, wie unüberstehlicher Zauber und Reiz in diesem Familien-gemüthe lag!

Seitdem trübte keine Wolke mehr die Ruhe ihres ehelichen Lebens. Wenn sie je verluft waren, eine Uneinigkeit in ihre Häuslichkeit einbringen zu lassen, so brauchten sie nur ihr Kind zu betrachten, das fröhlich und glücklich unter ihren Augen aufwuchs. Mehr bedurfte es nicht, um alle Zwierracht verschwinden zu lassen.

„Was noch fehlt.“ „Haben Sie Ihre letzte lange Krankheit wieder ganz überstanden?“ — „Ganz noch nicht.“ — „Was fehlt Ihnen denn noch?“ — „Die Rechnung des Arztes.“

„Gehungene Ausrede.“ „Sag 'mal, Piccolo, mit wem hast Du Dich denn herumgelaßt? Du hast ja lauter Kratzwunden im Gesicht.“ — „Kratzwunden? Ach nein! Da hab' ich mich mit dem Rasirmesser geschnitten.“

's Pajcherhansl.

Ein Grenzerg'schichtl aus der guten, alten Zeit von Alexis Kolb.

Der Müllerseppel wolt' baden diese Nacht, und weil er noch ein paar Schett Holz gebraucht hat, so geht er hinüber in Schuppen und Holt sich einen Arm voll.

„Gerad' wie er die Thür wieder zutetheln will, erhebt sich auf der Straß' ein möderisches Geschrei: „Galt, oder wir schieße!“

„Nur nicht hierher!“ schreit der Müllerseppel in seiner Angst und duckt sich, so tief er nur kann.

Da kommt 's Pajcherhansl, ein Fassl auf dem Rücken, leuchend die Straß' daher gestürmt und hinter ihm her zwei schreiende Grenzjäger.

Wie 's Pajcherhansl die offene Thür sieht, strengt er seine letzten Kräfte an, macht einen gewaltigen Satz und ist in der Holzthür' verschwinden.

Den Müllerseppel hat er bei dem mächtigen Sprung über den Haufen geworfen. Der weiß nicht, wie ihm geschieht, richtet sich mühsam wieder auf und will gerade zu schimpfen anheben, da hebt der schwinzende Oberjäger vor ihm und will zur Thür hinein.

Aber da kam er beim Müllerseppel schief an. Der konnte von Kindheit auf die Grenzjäger nicht recht leiden, den Oberjäger aber schon gar nicht, weil er ihn einmal kontraband gemacht hat.

Darum verstellte er ihm jetzt auch in aller Gemüthsruhe den Weg. „Plaz, Müller!“ ruft der Oberjäger unwillig, „hinder dich nicht in meinem Dienst,“ aber der Müllerseppel rührt sich nicht vom Fleck.

„Wenn Ihr eine Durchscheidung vornehmen wolt', hab' ich nichts dagegen, aber hübsch gefällig muß alles dabei zugehen und der Drischtöhrer und die Polizei muß anwesend sein, so steht es in den Paragraphen,“ gab er hämisch zur Antwort und blinzelte listig mit seinen schlaunen Augen. Dagegen konnte der Oberjäger nichts einwenden.

So schluckte er seine Galt' hinunter, stellt seine beiden Kameraden, den dicken Holterer und den feisen Tabais, als Wache beim Schuppen auf und läuft um den Richter.

Der Richter war bei einer Kindtauf' und um keinen Preis von der Tafel wegzubringen, dafür schickte er eintheilchen den schnapsartigen Gemeinbediener zur Verstärkung der Wache.

Dieweil es sich der Richter beim Schmause wohl sein ließ, der Oberjäger in größter Ungeduld vor dem Hause auf ihn wartete und die zwei Grenzjäger und der Polizist gewissenhaft Wache hielten, sieht der Müllerseppel und 's Pajcherhansl im Holzschuppen bei einander.

Der Müllerseppel hat ein halbes Laib Schwarzbrot, ein mächtiges Stük geräucherter Speck und ein großes Wasserflas herbei geschafft. 's Pajcherhansl wieder hat den Deckel des Fasses mit einer Hade eingeschlagen.

So hoden die beiden Männer auf einem Holzbod, lassen sich Brod und Speck wohl schmecken und trinken in vollen, langen Zügen den schweren, scharfen Rum aus dem Fassl.

Von Zeit zu Zeit fangt 's Pajcherhansl an zu lamentiren, daß es einen Stein erweichen könnt', über sein großes Mißgeschid.

„Diesmal komm' ich ihnen nicht aus, heut bin ich verloren!“ meint er mit weinerlicher Stimme; „vierzehn Tage Arrest, bei Wasser und Brod, find mir gewiß, das halt' ich nicht aus.“

Dabei laufen ihm die Zähren in den Schmeerbart, und er schüttet ein Glas Rum auf einmal hinunter, nur um sein Weh zu ersäufen.

Der Müllerseppel hört ihm kauend und trinkend zu, zum Reden hat der jetzt keine Zeit.

Jetzt fährt auch 's Pajcherhansl etwas gefahret fort: „Wenn ich heut schon einmal auf den Leim 'gange bin und nimmer aus kann, meinen Rum aber sollen die Grenzjäger nicht bekommen. Trint! Wetter Müllerseppel, soviel Du kannst, und wenn wir nimmer können, lassen wir den Rum auslaufen.“

So tranken denn die Beiden tapfer darauf los, bis es endlich mit dem bejnen Willen nicht mehr ging.

„Da tippt 's Pajcherhansl das Fassl um und läßt den Rum ausfließen. Weil aber im Schuppen eine hötzner Rinne eingelassen ist, um das durch das schadhafte Dach eingebrungene Regenwasser wieder ins Freie zu leiten, so flucht auch der Rum auf diesem Wege seinen Abzug.“

Der Müllerseppel verläßt mit unsicheren Schritten den Schuppen, um seiner Arbeit nachzugehen, das mit

allen Salben geschmierte Pajcherhansl aber stüht den pfiffigen Kopf in die Hände und beginnt nachzudenken, ob es nicht doch vielleicht noch seinen Feinden entschlüpfen könnte. Aber kein rettender Gedanke wollte ihm einfallen.

Um dieselbe Zeit patrouillirt der Gemeinbediener mit seinem Säbel um die Rückseite der Holzthür' und kommt gerade an die Stelle, wo die Rinne ins Freie mündet.

Wie er das plätschernde Geräusch des ausfließenden Rumes wahrnimmt und den kostbaren Trank unmittelbar vor seinen Füßen aus dem Schuppen hervorquellen sieht, bleibt er bestürzt stehen und will kaum seinen Augen trauen. Einen Augenblick lang zaudert und überlegt er, aber verführerisch und verlockend steigt ihm der Geruch seines Lieblingschnapses in die Nase. Da konnte er nicht länger widerstehen. Seine Würde vergebend, wirft er sich flach auf die Erde und beginnt gierig zu trinken, in langen, durstigen Zügen.

Wie ihm schon der Athem auszugehen droht und er ganz blau wird im Gesicht, kommt zum Glück der alte Tabais um die Ecke.

„Geschwind Kamerad!“ ruft er ihm, nach Luft ringend, zu, und macht dem Alten in der Rinne Platz.

Der läßt es sich auch nicht erst zweimal sagen, taucht den bärtigen Mund in das feurige Raß, und laut glucksende Töne verrathen, wie trefflich es ihm schmeckt.

Weil aber der Gemeinbediener eine gutmüthige Seele' ist und seinem Nächsten auch gern etwas vergönt, so löst er den dicken Holterer bei der Thüre ab, damit auch der sich göttlich thun kann an dem raren Trunk.

Und noch einige Male lösen sich die drei Wächter an der Rummquelle ab, bis die endlich verzieht und sich die Holzthür, die Mühle und die Straß' um die Trinker im Kreise zu drehen beginnt.

Stodfinster war es geworden, da kam der Richter mit dem Oberjäger auf den Holzschuppen zugeeuetert.

Der Oberjäger trommelte den Hausheer'n aus der Mühle, und der Müllerherrs aus der Mühle und der Müllerseppel kam auch halb mit verschlafener Miene, roth aufgedunsenen Gesichte und einer Laterne zum Vorchein.

Unheimliche, beängstigende Stille lag über die in Dunkel gebüllte Holzthür.

„Holterer! Tabais! ruft der Oberjäger leise seine Leute.

Keine Antwort. „Polize!“ ruft der Richter. Wieder keine Antwort. Nachdenklich bleiben die Männer stehen.

Wie aber der Müllerseppel an die Wand hinleuchtet, da liegt der Tabais friedlich und einträchtig neben dem Gemeinbediener und beide schnarchen um die Wette.

Dem Oberjäger wird schweiß zu Mut; gerade will er den pflichtvergeßenen Grenzjäger etwas ansanft aus seinem Schummer hören, als ihn ein neuer Gedanke zusammenschrecken ließ.

Schlimmes ahnend, eilte er nach dem Eingang des Schuppens und seine Befürchtung war nicht umsonst gewesen.

Vor der halb offen stehenden Thüre lag im tiefsten Schlarfe der dicke Holterer. Jetzt war es um die Selbstbeherrschung des Oberjägers geschehen.

„Wo habt Ihr den Pajcher?“ schrie er wüthend und schüttelte den Schlafenden, daß dieser entsezt empor fuhr.

„Den Pajcher?“ fragte er erkaunt die Augen aufreißend — aber jetzt begann es in ihm aufzubämmern.

„Der ist da drinnen im Schuppen“, antwortete er auffringend und taumelnd, noch halb schlaftrunken, überschritt er die Schwelle.

„Ja, freilich ist er drinnen und schon seit Stunden wartet er, bis Ihr ausgegangen habt und ihn vernehmt, das brave Pajcherhansl!“ schreit jetzt boshaft lachend der Müllerseppel, der seine Schandenfreude nicht mehr länger verbergen konnte und dabei springt er in die Holzthür' und schwingt in toller Ausgelassenheit die Laterne wild in dem finsternen Raume herum.

„Seht, gerade dort oben sitzt der Pajcher — langt ihn doch rasch herunter,“ und bei diesen Worten kanzt der außer Rand und Band gerathene Müllerseppel um den Grenzjäger herum, und leuchtet hinauf in die Balken.

Aber als der arme Holterer nun wirklich emporblickt, um nach dem Pajcher auszusprechen — da erfährt ihn der vor Zorn bebende Oberjäger beim Kermel und zieht ihn gewaltsam aus der Holzthür'.

„Habt Ihr Euch noch nicht genug lächerlich gemacht heute? Wollt Ihr Euch noch mehr zum Narren halten lassen?“ schreit er empört. Und mit hängenden Köpfen ziehen die Grenzjäger ab. Ihnen folgt der Richter mit dem Gemeinbediener.

Nur der fidele Müllerseppel bleibt zurück. Der freut sich unbändig, weil das kluge Pajcherhansl den Grenzjägern ein Schnippen geschlagen und glücklich aus der Falle entkommen ist. Der war jetzt über alle Berge und die Grünröde hatten das Nachsehen. Jetzt wollte der Müllerseppel nur noch den Schuppen abperren und sich sodann zur Ruhe begeben. Wie er aber die Thüre zuzuziehen will, da bemerkt er ein gar seltsames Geräusch, welches aus dem Hintergrunde der Hütte zu kommen schien. Gestalt rinnt es dem Müllerseppel über den Rücken, aber von Neugierde getrieben, schreitet er auf die Stelle zu, von wo die sonderbaren Töne an sein Ohr dringen. Und die Laterne will ihm vor Schreden aus der bebenden Hand fallen:

Da liegt 's Pajcherhansl und schläft so sorglos und ruhig, als wenn es auf der ganzen Welt kein Rumfassl, keine Grenzjäger und keine Arreststrafe geben möcht.

Sonderbare Geschenke.
Ueber merkwürdige Geschenke, die oft hochgestellten Persönlichkeiten angeboten werden plaudert eine englische Zeitschrift: Dem Präsidenten Roosevelt wurde kürzlich eine sonderbare Gabe dargebracht. Ein Einwohner von Georgia überandte ihm eine zarte Aufmerksamkeit in Gestalt einer wilden Kage. Der Empfänger ließ sie ungesend dem zoologischen Garten überweisen. Nüzlicher schon war das Geschenk, welches dem verstorbenen König Alexander von Serbien gemacht wurde. Man brachte durch öffentliche Sammlungen eine erhebliche Summe auf, die dazu dienen sollte, ein neues Regiment zu bilden und zu erhalten, welches den Namen „Königin Draga“ führen sollte. Die verstorbene Königin Victoria von England erhielt anlässlich ihrer Vermählungsfeier von den Bewohnern von Ost- und West-Venedig ein riesengroßes Käse, der ein Gewicht von etwa einer halben Tonne hatte. Nicht zufrieden damit, daß das Geschenk angenommen wurde, erbat sich die Spender dafür eine Anerkennung in sündiger Münze. Ihr Geschenk wurde genehmigt, gleichzeitig erhielten sie aber auch den Befehl, daß Ihre Majestät unter diesen Umständen die Annahme des ihr auf eine so eigenthümliche Art gemachten Gesentes verweigere. — „Gedächtnis Herr! Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hiermit einen Sarg zu überreichen, der aus dem Hauptmast des Schiffes „L'Orient“ hergestelt worden ist. Wenn Sie Ihre glänzenden Tage beschließen haben werden, mögen Sie in Frieden darin ruhen.“ So schrieb Kapitän Benjamin Hallowell an Lord Nelson, als er ihm einen Sarg überandte, den der Schiffszimmermann aus einem Mast des französischen Schiffes gearbeitet hatte. Das Geschenk wurde angenommen. Eine Zeit lang führte Nelson den Sarg auch auf dem Schiffe mit sich. Seine Freunde veranlaßten ihn aber später, davon Abstand zu nehmen. — Dem Lord-mayor von Liverpool wurde vor zwei Jahren zu Weihnachten ein gewaltiger Kuttel anonym überandt mit der Bitte, ihn in Anwendung zu bringen, wenn es gelte, während der Sitzungen des Magistrats die erforderliche Ruhe herzustellen. Dem Mitado hätten seine Untertanen gern Wort Arthur als Geburtsstagsgeschent übergeben. Ihren angestrengten Bemühungen ist es aber nicht gelungen, ihm dieses ersehnte Geschenk zu machen.

Thüringer Geschichte.
In einem kleinen Thüringer Städtchen hatte ein Obsthgärtener viel unter Obsthieben zu leiden. Um seinen Garten vor nächtlichen Besuchern zu schützen, brachte er eine Warnungstafel mit der Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.“ Trotz dieser schrecklichen Drohung wurde frisch und fröhlich weiter gestohlen. Da schrieb der unglückliche Obsthgärtener voller Verzweiflung an seine Thür: „Hier liegen wahrhaftigen Gott Fußangeln.“

Am Schalter.
Beamter: „Das Badet kann ich so nicht annehmen. Die Adresse ist zu undeutlich — das Wort „Magdeburg“ kann ich überhaupt nicht lesen!“

In der Gite.
Frau (die unermüdet von der Badereise zurückgekehrt ist): „Das war eine Heberausung, was? ... Und Du hast in der Gite, sogar den Ebering an den verletzten Finger gestekt!“

Vorbereitung.
A.: „Sie essen jetzt so oft italienischen Salat. Thun Sie das vielleicht, weil Sie demnächst nach Italien reifen wollen?“
B.: „Ganz recht, ich will einen Vorgeschnack von Italien bekommen.“

Anfrichtig.
Junger Mann (zu einem Ladenmädchen): „Mein Fräulein, Sie gleichen einem Weilschen.“
Mädchen: „Das sagen alle, aber nachher fragen sie gleich, ob man was hat.“